

Der Hitzkopf, der aus der Kälte kam

Zum 20. Todestag von Richard Burton

Von Marc Hairapetian

„Er war ernsthaft, charmant und besaß ungeheures technisches Geschick. Doch war er sehr wild und ständig von Skandalen umgeben. In Bühnenkreisen hätte man das nicht gebilligt. Aber für einen Filmschauspieler ist das ganz gut.“

Sir John Gielgud (nach Richard Burtons Tod 1984)

„Entgegen allem, was die Leute so von mir denken, bin ich ein Einzelgänger. Meine schönsten Stunden erlebe ich zwischen Dämmerung und Dunkelheit, wenn ich allein bin. Dann schreibe ich in mein Tagebuch. Das habe ich immer getan. Vor so einem Stück Papier muss man aufrichtig sein mit sich selbst, mörderisch aufrichtig. Dann frage ich mich: Was war gestern? Und manchmal muss ich mir die Antwort geben: Nichts. Wo bin ich hingegangen? Nirgendwohin. Was habe ich gedacht, erfahren, geredet? Blödsinn!“

Burton über Burton (1974)

Er war ähnlich wie der kürzlich verstorbene Marlon Brando ein sowohl körperbetonter als auch im höchsten Maß intelligenter Schauspieler, der bei aller Aufwallung des Gefühls eine gehörige Portion Kälte ins Spiel bringen konnte. Unvergesslich wie er in „Blick zurück im Zorn“ (1958) vor Wut fast den Straßenboden zertritt - und sich dann mit schmerzdem Fuß auch noch darüber ärgert, dass der Asphalt die Frechheit besitzt seinen ungestümen Attacken standzuhalten. Richard Burton (10. November 1925 - 5. August 1984) hätte auf der Weltbühne einer der Allergrößten sein können, aber sein zügelloser Lebensstil stand ihm dabei oftmals im Weg. Ein Renaissance-Mensch, maßlos trinkend, das Leben gierig verschlingend, seinem spektakulären Untergang geradezu ausgeliefert. Die ersten Spielstätten der englischsprachigen Welt haben Richard Burton meist ebenso wenig genügt wie Auftritte in teuren, mitunter dennoch schlechten Filmen: Die ganze Welt war sein Spielplatz.

Richard Burton lebte sein Leben vor den gierigen Augen der Öffentlichkeit. Der glänzende Darsteller Burton mit der sonoren Stimme und den hellgrünen Augen stand nur zu oft im Schatten des High Society süchtigen Menschen Burton. Er war das gefundene Fressen für Klatsch-Kolumnisten, denen er selbst reichlich Futter gab. Lebensbejahender Macho und tragischer Clown zugleich, brillant und mit Tiefgang, der mit Vergnügen über sich selbst sprach - und es sympathischer Weise auch noch zugab: „Andere gehen zum Psychiater, ich gebe Interviews.“

Dem war wohl nur eine Frau gewachsen: Elizabeth Taylor, mit der Burton gleich zwei Mal verheiratet war - von 1964 bis 1974 und von Oktober 1975 bis zum Juli 1976. Als die Taylor 40 Jahre alt wurde, mietete er für die Party sozusagen das komplette Stadtzentrum von Budapest und feierte ein barbarisch kultiviertes Bacchanal. Der Exil-Ungar George Mikes schrieb damals an die „Times“, die ungarischen Zwingherren des damals noch real existierenden Sozialismus müssten Burton doch eigentlich dankbar sein - er habe den Untertanen vorgeführt, wie schlimm der Kapitalismus tatsächlich sei. Zu solchen Polemiken schwieg Kettenraucher Burton, der seine Vita mit fünf Eheschließungen schmücken konnte,

auf seine Art: Er pflegte im Plural zu trinken. Ein Tageskonsum von zwei Flaschen Cognac oder Whisky war nicht selten, Zeiten totaler Abstinenz gab es aber ebenso: „Ich bin.“, brüstete sich der waschechte Waliser, „der einzige mir bekannte Mensch, der nahezu ausschließlich während der Arbeit trinkt.“ Seine Verschwendungssucht kannte keine Grenzen. Fairer Weise muss hinzugefügt werden, dass der Hauptdarsteller seiner selbst auch großzügig war, vor allem was wohltätige Zwecke anbelangte.

Walisische Schauspieler scheinen eine besondere Spezies zu sein: Den Schock-Genies, die dieser keltische Stamm der Welt immer mal wieder beschert, ist im Daseinsmuster ein früher Tod geradezu vorgeschrieben. So auch Burton, der relativ jung, aber mit einem durch seinen exzessiven Lebenswandel vorzeitig gealterten Körper starb. „Zeig einem Waliser 1001 Ausgänge und nur auf einem steht geschrieben `Selbstzerstörung´ - genau durch den wird er schnurstracks gehen.“ Der Ausspruch stammt von Joe Mankiewicz, den Rouben Mamoulian ersetzenden Nachfolgeregisseur des von Querelen überschatteten Monumentalschinkens „Cleopatra“. Er entfuhr ihm voller Verzweiflung, als damals, 1962, der von Burton verkörperte Marc Anton die Cleopatra namens Elizabeth Taylor nicht nur als Bonus zur 500.000 Dollar-Gage in sein Appartement abschleppte, sondern sie trotz deren (Noch-)Ehe mit dem Sänger und Gelegenheitsdarsteller Eddie Fisher auch zum Weibe nahm: die „schönste Frau der Welt“ als Siegetrophäe für das zwölfte von 13 Kindern des armen Bergmanns Richard Jenkins aus Pontrhydyfen in Glamorganshire.

Burton wurde am 10. November 1925 geboren - zwei Jahre später starb seine Mutter, so dass ihn die älteste Schwester großziehen musste. Er besuchte die Port Talbot High School und schon bei den Aufführungen der Schulbühne machte sich sein ausgesprochen darstellerische Talent bemerkbar. Einer seiner Lehrer, Philip Burton, den Richard zeitlebens als seinen „zweiten Vater“ bezeichnete, nahm sich des Jungen besonders an, lehrte ihn Englisch ohne den Akzent seiner Waliser Heimat zu sprechen und erweckte in ihm die Liebe zur Literatur und dem Theater. Als Richard später Schauspieler wurde, nahm er in dankbarer Erinnerung an den verehrten Förderer seiner Jugend den Namen Burton an.

Während des Krieges legten die Geschwister zusammen und schickten ihn nach Oxford. Im Hörsaal wie auf der Studentenbühne entfaltete sich sein Naturtalent. Zwei Jahre musste er noch zum Militär, aber vor seinem zweiundzwanzigsten Lebensjahr stand er als Richard Burton auf den Londoner Bühnen. Die damaligen Stars des britischen Theaters von Charles Laughton über John Gielgud bis Laurence Olivier bestaunten - hypnotisiert vor allem von seinem Timbre, das auch zahlreichen Radio - und Hörspielen („War of the Worlds“) zugute kam - einen neuen Jago und Coriolan. Nach einem Gastspiel 1950 am New Yorker Broadway mit Christopher Frys „Die Dame ist nicht fürs Feuer“, begeisterte er bei den Shakespeare-Festspielen in Stratford Avon unter anderem als jüngster Darsteller Heinrich des V. der Theatergeschichte. Außergewöhnlich war auch sein Erfolg als Hamlet mit der Old Vic Company bei den Edinburgher Festspielen.

Zwar entdeckte ihn der aus Ungarn stammende Produzent Alexander Korda bereits 1948 mit „The Last Days of Dolwyn“, doch zum Filmstar avancierte er erst 1952 an der Seite Olivia de Havillands in der Hollywood-Adaption von Daphne du Mauriers „Meine Cousine Rachel“. Die Bestseller-Autorin hatten ihn übrigens höchstpersönlich für die männliche Hauptrolle vorgeschlagen. Amerikanische und britische Zeitungen rühmten Burtons temperamentvolles Spiel. Im Februar 1953 erhielt er den Golden Globe, als „bester neuer Darsteller des Jahres 1952“, dazu gesellte sich die erste von insgesamt sieben (!) Oscar-Nominierungen. Den Academy

Award sollte er niemals gewinnen, denn Hollywood meidet seit jeher die Preisvergabe an genialischen Außenseiter.

Die 20th Century Fox nahm ihn fest unter Vertrag: Nach dem Zweiten-Weltkriegs-Drama „Die Wüstenratten“ (1953) wirkte er als römischer Hauptmann Marcellus, der, von seiner Teilnahme an der Kreuzigung Christi erschüttert, sich dem christlichen Glauben zuwendet, im ersten Cinemascope-Film „Das Gewand“ mit. Der für seine Scharfzüngigkeit gefürchtete Kritiker Kenneth Tynan prophezeite, dass Burton, der größte lebende Schauspieler werde. Ein Jahrzehnt lang war er es - beinahe. Doch in den späten 1950er Jahren begann die Branche, den Burton mit Melancholie zu betrachten. Sein eigener Agent Harvey Orkin seufzte: „Dieser Mensch verkauft sich aus. Er will Anerkennung durch einen Trick gewinnen.“ Abgesehen von der Leinwandversion von John Osbornes „Blick zurück im Zorn“ (1959) nahm er eine zeitlang Bühnen-Gastspiele, Filmrollen und Musicals (!) recht wahllos an. Nach „Cleopatra“ (1963) drehte „die große Liebe seines Lebens“ Liz Taylor mit wenigen Ausnahmen wie „Telefon Butterfield 8“ (1962) oder „Spiegelbild im goldenen Auge“ (1966) fast ununterbrochen mit ihm. Bis auf Mike Nichols auf grandiose Weise zermürbendes Ehedrama „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“ (1965/66), das den Beziehungskrieg der Burtons frei nach dem Motto „Sie küssten und sie schlugen sich“ nahezu eins zu eins widerspiegelte, hagelte die Kooperation entweder künstlerische („Hotel International“, „... die alles begehren“, „Die widerspenstige Zähmung“) oder kommerzielle Flops („Die Stunde der Komödianten“, „Hammersmith is out“, „A Little Night Music“).

Ein insgesamt hervorragender Film ist Peter Glenvilles „Becket“ (1963) nach Anouilhs meisterlicher Tragödie von der Auseinandersetzung zwischen Geist und Macht. König Heinrich II. (Peter O´Toole) verbindet im 12. Jahrhundert eine tiefe Freundschaft mit seinem Kanzler Thomas Becket (Burton). Sie verwandelt sich in Hass, als der Monarch seinen alten Kumpan zum Erzbischof von Canterbury ernennt und dieser nur noch die Sache der Kirche vertritt. Im Gedanken-Gefecht zwischen dem König und seinem geistlichen Gegner ist O´Tooles Heinrich zweifellos die intellektuellere Gestalt - und das hatte sich Anouilh wohl doch etwas anders gedacht.

In Martin Ritts beklemmend-realistischen Spiongethriller „Der Spion, der aus der Kälte kam“ sollte sich dann Richard Burton zwei Jahre später ein grandioses Schauspiel-Duell mit Oskar Werner, der zuvor den „Becket“ am Wiener Burgtheater weitaus eindrucksvoller gestaltete, liefern. Burton bezeichnete den Part des abgehalfterten britischen Agenten Alec Leamas, der getarnt als DDR-Überläufer in ein an diabolischer Doppelbödigkeit nicht mehr zu überbietendes Verwirrspiel des Kalten Krieges verwickelt wird, selbst als die Rolle „die man nur einmal im Leben bekommt“. Richard Burton spielt den pragmatisch-desillusionierten Leamas als durchweg freudlose Erscheinung, widerborstig, ständig missgelaunt; ein Ekel. Wie er das aber durchhält, immer neue Nuancen der Abstoßung erfindend und praktizierend, wie er am Ende doch so etwas wie Mitgefühl bewirkt, das ist schauspielerisch erste Klasse. Auf der Gegenseite gibt Oskar Werner als ostdeutscher Abwehrmann eine aufregende Charakterstudie des intelligenten, äußerlich unterkühlten Fanatismus. Die beiden trinkfesten Feingeister verstanden sich nicht nur beruflich prächtig. Nach den Dreharbeiten spielten sie bei einer Feier im Berliner Café Kranzler „Agenten beim Barbier“. Beim Kellner bestellten sie eine Portion Schlagsahne, seiften sich die Gesichter ein und rasierten sich unter großem Gelächter der anwesenden Gäste mit dem Besteck gegenseitig.

Nach diesem cineastischen Glanzstück, das Burton viel Kritikerlob, eine weitere Oscar-Nominierung und die damals astronomische Gage von 250.000 Pfund

einbrachte, drehte er mit „Agenten sterben einsam“ (1968) einen weiteren, allerdings mehr auf vordergründige, denn psychologische Spannung setzenden Film des Genres. Auch die Ehe mit Elisabeth Taylor blieb turbulent. Trotz nicht enden wollender Streitereien und Versöhnungen fanden die beiden noch die Zeit, ein Kind zu adoptieren – das deutsche Mädchen Maria. 1973 drehten die Burtons den TV-Zweiteiler „Seine Scheidung, ihre Scheidung“, über den der TV-Kritiker Peter Black schrieb: „Richard Burton schien sich bewusst zu sein, dass diese Leistung ihn zu nichts führt. Er spielte geistesabwesend, so, als ob er irgend etwas verlegt habe und könnte es nicht wiederfinden. Vielleicht sein Talent?“ Neben anspruchsvollen Rollen wie der des Psychiaters in „Equus – Blinde Pferde“ (1977), nahm er auch solche an, die er nur des schönen Mammons wegen spielte. Müde, ja fast apathisch, stolperte er beim in Berlin gedrehten, vor Klischees kaum zu überbietenden Wehrmachts-Spektakel „Steiner – Das eiserne Kreuz II“ durchs (Studio)-Gelände. Seine zwei markanten Furchen von der Nase zum Kinn vertieften sich immer mehr und schienen ihn förmlich herabzuziehen. Seinen Sinn für Humor verlor er indes nicht: „Ich bin alt und grau und unheimlich talentiert.“, lautete sein lakonischer Kommentar. Trotz seiner fünften Ehe mit der wesentlich jüngeren Produktionsassistentin Sally Hay kam er von der Taylor nicht ganz los. Voller Zuneigung sagte er trotz der zweiten Scheidung über sie: „Wir waren unerbittlich aneinander gebunden. Und wenn ich tausend Jahre von ihr weglaufe, dann ist sie immer noch mein liebes Kind. Unsere Liebe ist so rasend, dass wir einander bis auf den Grund verbrennen.“ In Amerika spielte er gar Theater mit ihr, doch das Stück „Privatleben“ kam beim Publikum, das fast zwei Jahrzehnte am selbigen der beiden Weltstars brennend interessiert war, nicht sonderlich an. Ein künstlerisches Comeback feierte Burton 1982 mit der Titelrolle in Tony Palmers aufwendiger Richard-Wagner-TV-Serie. Den schauspielerischen Schlussakkord setzte er als O`Brien ohne es zu wissen in Michael Radfords Remake von George Orwells Dystopie „1984“. Am 5. August 1984 starb Richard Burton an den Folgen eines Gehirnschlags im Kantonsspital in Genf. Er wurde in Celigny beigesetzt. Bei der darüber hinaus stattfindenden Trauerfeier in London waren drei seiner vier Gattinnen zugegen. Burton, der sich selbst als „ungeduldig, aufbrausend und egozentrisch“ beschrieb, verbarg hinter seiner rauen Schale einen weichen Kern.

Seine Hunde verhätschelte er, Liz Taylor und seine aus erster Ehe stammenden Töchter Kate und Jessica sowie Adoptivkind Maria liebte er geradezu abgöttisch: „Liebe ist der höchste Grad von Toleranz. Toleranz bis zum Exzess. Wenn man jemanden wirklich ehrlich und innig liebt – sein Kind, seine Frau –, dann muss man sie auch trotz ihrer Fehler lieben. Man muss sie lieben, auch wenn sie zu Mördern werden. Das allein ist für mich die allumfassende Liebe.“ An sich überflüssig zu erwähnen, dass den walisischen Hitzkopf trotz manchen Fehlverhaltens sein immer noch zahlreiches Publikum über seinen viel zu frühen Tod hinaus liebt und verehrt.

Marc Hairapetian